

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

S. FISCHER



Gerhard Roth

ES GIBT KEINEN
BÖSEREN ENGEL ALS
DIE LIEBE

Roman

S. FISCHER

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der S. Fischer Verlag zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen. Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter:
www.klimaneutralerverlag.de



Originalausgabe
Erschienen bei S. FISCHER
© 2021 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main
© 2021 by Gerhard Roth

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-10-397214-6

Inhalt

1	Das Begräbnis von Klemens Kuck und Lillis Flucht vor der Wirklichkeit	9
2	Venedig	16
3	Ein Mosaiksteinchen im Markusdom	24
4	Ein Mord und ein Verhör	35
5	Das Möbelgeschäft, Signor Alberti, Nicole und Struppi	48
6	Chioggia	66
7	Der Zauberer im Hotel Excelsior	88
8	Die Nachricht	96
9	Flucht nach Sant'Erasmus	129
10	Im Paradies	144
11	Ziellos	161
12	Die Welt im Kopf	175
13	Die Sicht auf die Dinge	196
14	Japanische Zwischenspiele	222
15	Das Ende eines Märchens	229
16	Lilli	234
17	Klemens' Kindheit	237
18	Die Rückkehr von Signor Blanc und die Heimfahrt Lillis	241

1

Das Begräbnis von Klemens Kuck und Lillis Flucht vor der Wirklichkeit

»Das Erste, was ich über meinen Vater erfahren habe, war der Umstand, dass ihm der Papst die Füße gewaschen hat«, las Lilli. Sie schaffte es nicht mehr, die in Spiegelschrift verfassten Kindheitserinnerungen ihres Mannes weiter zu lesen, denn die Augen waren ihr zugefallen.

Seit dem Tod von Klemens hatte Lilli Beruhigungs- und Schlafmittel genommen, um ihre Angst, den Schmerz, die Trauer und die Gewissheit, ihn nie mehr wiederzusehen, ertragen zu können. Klemens war in Venedig über eine Brückentreppe gestürzt und nach Wien überführt worden, wo er zwei Wochen später auf der Intensivstation starb, ohne das Bewusstsein wiedererlangt zu haben. Alles an seinem Tod war rätselhaft gewesen. Er war, obwohl er schon die vierte Woche in der italienischen Stadt verbracht hatte, in keinem Hotel und keiner Pension gemeldet gewesen, woraus die Polizei schloss, dass er privat abgestiegen sein musste. Das war seltsam. Denn jeden Tag hatte er sich telefonisch bei ihr gemeldet und behauptet, er wohne im Hotel Diana in der Nähe des Markusplatzes. Natürlich befürchtete sie jetzt, dass er sie betrogen haben könnte, aber darauf gab es keine Hinweise.

Am Morgen des Begräbnistages erwachte sie mit dem Wunsch, selbst nach Venedig zu fahren. Kurz da-

nach wurde ihr ein Kuvert mit Klemens' schwarzem Notizbuch und den Aufzeichnungen zugestellt, die er in Venedig gemacht hatte – von einem gewissen Guido Alberti, allerdings ohne Angabe der Absenderadresse. Sie packte einen Koffer, teilte ihrem Vorgesetzten im Kunsthistorischen Museum mit, dass sie sich drei Wochen Urlaub nehme, kleidete sich schwarz und fuhr mit ihrem drei Jahre alten Volvo zum Zentralfriedhof, wo Klemens in einem Ehrengrab der Stadt Wien beigesetzt wurde. Zum gemeinsamen Totenmahl nach der Verabschiedung erschien sie – einer spontanen Eingebung folgend – nicht mehr, sondern ließ sich von ihrer Schwester entschuldigen. Die Feierlichkeiten waren nur schwer für sie zu ertragen.

Klemens war ein Comiczeichner und -texter gewesen, der in seinen letzten Lebensjahren Aufsehen erregt hatte. Daher hatten sich andere Künstler, Journalisten, das Fernsehen, Mitarbeiter aus dem Kunsthistorischen Museum sowie zahlreiche Jugendliche und Neugierige eingefunden und außerdem – seinem immer wieder geäußerten Wunsch entsprechend – fünf Musiker der Staatsoper, die den zweiten Satz des Schubert-Quintetts spielten, bevor der Sarg im Grab verschwand.

Nachdem Lilli hinter dem Lenkrad Platz genommen hatte, öffnete sie eines der beiden Hefte mit Kindheits-erinnerungen und Zeichnungen von Klemens, die sie am Morgen auf den Nebensitz gelegt hatte, und nahm den Zettel heraus, auf dem er notiert hatte: »Meine Mutter, Maria Pichlmayer, Hallstatt Landungsplatz, Gasthaus ›Zu den Eisheiligen‹« und darunter eine Mail-adresse und die Telefonnummer.

Sie fuhr zuerst in Richtung Oberösterreich und Salz-

burg und hielt dann an einem Parkplatz, um zu telefonieren.

In ihrem Kopf herrschte ein Durcheinander von Bildern, die sich mit den Eindrücken der vorbeiziehenden Landschaft und dem Straßenbelag verbanden: der weiße Sarg, Blumenkränze, bekannte und unbekannte Gesichter, die Musiker, die mit ernster Miene gespielt, und die Redner, die keine Ahnung gehabt hatten, wer Klemens wirklich gewesen war. Nicht einmal sie selbst wusste es. Wenn sie an ihn dachte, fielen ihr die Szenen ein, in denen ihn Dinge, die er gerade wahrgenommen hatte, inspirierten. Unzählige Notizbücher hatte er mit Skizzen vollgekritzelt: angefangen bei den Mustern auf den Flügeln eines Schmetterlings oder orientalischen Teppichen, Bildern in Museen oder Kinderzeichnungen bis hin zu Wolken- und Blattformen, Schneeflocken und sogar Abfall – einer seiner Vorlieben. Er hielt alles sehr rasch und präzise fest – Gesichter von Menschen erfasste er so schnell wie das Aussehen von Tieren. Er zeichnete in Eisenbahnen, Caféhäusern und Hotelzimmern, sogar auf der Straße, in Kirchen oder Parkanlagen. Schönheit erkannte er ebenso wie Lächerlichkeit, Tragödien wie Komödien.

Nachdem sie die Nummer von Klemens' Zettel gewählt hatte, meldete sich eine Frauenstimme und bestätigte, Frau Pichlmayer sei hier. Lilli beendete kommentarlos das Gespräch und fuhr weiter.

Die Autobahn kam ihr jetzt vor wie ein Film, der vor ihr abgespielt wurde, und ihre Erinnerungen waren darauf in doppelter Belichtung überblendet. Später sah sie die Fahrbahn nur noch fragmentarisch.

Sie stellte den Volvo auf einem Parkplatz über Hall-

statt ab und blieb noch kurz im Wagen sitzen. Ihr Mann hatte nie erwähnt, dass seine Mutter, die ihn unmittelbar nach der Geburt zur Adoption freigegeben hatte, dort lebte. Wie und wann er zu ihrer Anschrift gekommen war, hatte er Lilli ebenfalls verschwiegen.

Sie atmete mehrmals tief aus und ein, bis sich das Bild seines Gesichts in ihrem Kopf auflöste. Der Blick auf den Hallstätter See und die alten Häuser waren für sie wie Fenster in die Vergangenheit.

Das Gasthaus »Zu den Eisheiligen« lag direkt am See, dessen Oberfläche sich in einem leichten Wind kräuselte. Der Mühlenteich in der Nähe der Alster in Hamburg kam ihr in den Sinn und die hellen Sommertage, die sie dort als Kind und Jugendliche rollschuh-fahrend verbracht hatte.

Im luxuriösen Gasthaus fragte sie einen Kellner nach Frau Pichlmayer. Das Lokal war ländlich und teuer möbliert, aber da es noch früher Abend war, fand sie rasch einen Platz an einem Fenstertisch mit Blick auf die Segelboote und das Passagierschiff im farbenspiegelnden Gewässer. Überhaupt war in Hallstatt alles malerisch. Der Gletschersee sah zwischen den hohen Bergen wie ein Fjord aus, und obwohl er friedlich schien, wusste sie, dass Stürme auf ihm Wellen erzeugen konnten, die Segelboote zum Kentern brachten. Er war, wie sie nachgelesen hatte, mehr als 125 Meter tief, und manche Ertrunkene konnten nie geborgen werden. Sofort waren ihre Gedanken wieder beim Begräbnis ihres Mannes. Das Schubert-Quintett hatte sie ergriffen, als ob jemand zu ihr gesprochen hätte, der alles Leid der Welt kannte.

In diesem Augenblick erschien eine ältere, reich be-

schmückte Dame an ihrem Tisch, die einen weißen Kittel trug. Lilli war überzeugt, dass es die Gesuchte war, sie stand auf, stellte sich vor und informierte sie, dass ihr Sohn am Vormittag in Wien begraben worden sei.

»Klemens?«, fragte die Dame. Sie machte kehrt und ging ihr fluchtartig voraus in den Gastgarten, wo sie sich an dem vom Eingangstor entferntesten Ecktisch niederließ.

Dort blickte sie auf die Tischplatte.

»Mein Mann weiß nichts von Klemens«, sagte sie zur Tischplatte. Dann hob sie den Kopf und blickte ihr misstrauisch und mit wässrigen Augen ins Gesicht.

»Was wollen Sie von mir?«, fragte sie.

»Wer ist sein Vater?«, antwortete Lilli ernst.

»Klemens hat mir dieselbe Frage gestellt ...«

»Davon weiß ich nichts.«

»Er war vor mehr als einem Monat hier, und ich habe ihm den Namen genannt.« Sie räusperte sich und fügte hinzu: »Er heißt Galli und ist Polizist, ich glaube Kommissar in Venedig.«

»Haben Sie seine Adresse?«, fragte Lilli weiter.

»Er hat behauptet, dass er aus Padua stamme. Später hat sich herausgestellt, dass er in Venedig lebt.«

»Sagen Sie mir bitte seinen Vornamen?«

»Francesco ... Ich will nichts mehr mit ihm zu tun haben.« Sie blickte zur Seite. »Was ist mit Klemens geschehen?«, fragte sie nach einer kurzen Pause.

Lilli erzählte ihr von dem Unglücksfall und stellte fest, dass Klemens' Mutter über ihren Sohn kaum Bescheid wusste. Eine Zeitung lese sie nur hin und wieder, behauptete sie, und auch die Nachrichten im Fernsehen interessierten sie nicht.

Lilli hörte jetzt Schritte auf dem Kies, und als sie aufblickte, flüsterte Frau Pichlmayer erschrocken: »Mein Mann!«

Er stand im nächsten Augenblick schon vor ihnen und schnaubte verärgert: »Da bist du!«

Als Lilli ihn erblickte, musste sie sofort an eine runde, weiße Küchenuhr denken. Er hatte ein aufgeschwemmtes Gesicht, einen Glatzkopf und einen Bauch, den eine Schürze zierte, und auf dem Kopf eine weiße Mütze. Es konnte sich auch um eine lebende Taschenuhr handeln mit einem Aufziehrad am Kopf, phantasierte Lilli weiter. Sein Gesicht zuckte, als wollte es verraten, dass er die Welt hasste.

»Die Dame bespricht eine Hochzeit mit mir.«

»Wann soll das sein?«, fragte er misstrauisch.

»Im September.«

»Im September sind wir ausgelastet«, antwortete die große Taschenuhr missmutig, klappte den Deckel zu und eilte unzufrieden davon, drehte sich aber einmal um und stieß »Das musst du eigentlich wissen!« hervor.

Frau Pichlmayer schwieg, bis er verschwunden war. Inzwischen hatte das Wort »Hochzeit« Lilli auf Umwegen wieder an das Begräbnis von Klemens erinnert. Sie stand wie selbstverständlich auf und ging, ohne sich umzudrehen, zum Auto zurück. Die ganze Zeit über dachte sie an Flucht, es fiel ihr aber kein Ort ein, an den sie sich wünschte. Automatisch setzte sie sich in ihren Wagen und fuhr in Richtung Italien los, ohne zu wissen, ob sie wirklich dorthin wollte. Nach Wien zurück jedenfalls nicht und auch nicht nach Hamburg, wo sie ihre Kindheit und Jugend verbracht hatte. Dann fiel

ihr ein, dass Klemens manchmal gesagt hatte: »Wenn man nicht weiß, wohin man will, kommt man am weitesten.« »Der Satz stammt von William Shakespeare«, hatte er hinzugefügt ...

2 Venedig

Unterwegs übernachtete sie schon in Italien. Es interessierte sie nicht, wo sie sich befand, sie folgte nur ihrem inneren Navigator. Klemens war, wenn sie mit dem Auto unterwegs waren, oft neben ihr eingeschlafen und erst am Ziel wieder aufgewacht ... Ihr fiel ein, dass er jetzt unter der Erde lag, und sie lenkte sich mit der Landschaft, durch die sie fuhr, ab. Die Sonne schien, Holundersträucher und Akazienbüsche blühten, grüne Alleen säumten die Landstraße, und kristallblitzende Flüsse erweckten in ihr den Eindruck, dass alles nur für sie allein geschaffen sei. Doch fühlte sie sich einsam wie noch nie in ihrem Leben. Plötzlich überkam sie ein lähmendes Gefühl, wie unerwarteter dichter Nebel.

Jedes Mal, wenn sie gemeinsam eine Reise nach Venedig unternommen hatten, waren sie zuerst durch Jesolo gefahren: an den kleinen Pensionen vorbei, an der gewaltigen Wasserrutsche, den Bächen und den Vorgärten, bis sie Punta Sabbioni erreichten und auf einem der bewachten Parkplätze hinter den Villen ihren Wagen abgestellt hatten. Dort bezahlte sie jetzt wieder den Geldbetrag für die Gesamtdauer ihres geplanten Aufenthaltes.

Während sie auf das Passagierschiff wartete, das sie von Punta Sabbioni zum Markusplatz bringen würde, rief sie kurz ihre Familienmitglieder und engs-

ten Freunde an und gab vor, in Padua zu sein, um die Scrovegni-Kapelle mit den Fresken von Giotto anzusehen. Dass sie log, fand sie gut. Bei jedem ihrer Telefonate verwendete sie die gleiche Lüge, und jedes Mal war sie bei dem Gedanken unterzutauchen erleichtert. Als Letztes fügte sie stets hinzu, dass sie sich melden würde, sonst aber ihr Telefon ausgeschaltet sei.

Endlich legte das Schiff, das von Burano kam, an, und sie schleppte ihren Koffer an Bord. Dabei fielen ihr Dinge, die sie zu Hause vergessen hatte, ein, aber es machte ihr nichts aus. Seit Klemens' Tod fühlte sie sich schrecklich allein, aber sie sagte sich, dass es allen anderen Menschen genauso ging. Die meisten Passagiere, die an Bord waren, hatten vermutlich schon erfahren, wie hässlich Trauer und Schmerz waren. Als sie sich vornahm, die beiden Hefte über Klemens' Kindheit zu lesen, erinnerte sie sich wieder, dass er alle seine Bücher und Aufzeichnungen in Spiegelschrift verfasst hatte und wie mühsam das Entziffern sein würde. Klemens hatte seine Arbeit gerne mit einem Geheimnis umgeben. Er sperrte die Manuskripte, bis sie fertig waren, in seinen Safe und band sie in Zeitungsseiten ein, die das Etikett trugen »Nicht lesen!« – Obwohl sie neugierig gewesen war, hatte sie sich immer daran gehalten. Sobald er ein Comibuch abgeschlossen hatte, durfte sie die Manuskriptseiten und die Bilder als Erste in Augenschein nehmen. Manchmal erschrak sie beim Lesen darüber, was in seinem Kopf vor sich ging.

Als sie durch das Fenster schaute, entdeckte sie Paddelboote in der Ferne. Wenn die Sportler die Paddel schwenkten, reflektierten die Ruderblätter in der Sonne

das Licht, so dass sie ein fortlaufendes Blinken wie von riesigen Leuchtkäfern wahrnahm, obwohl es taghell war. Der Dampfer, auf dem sie sich befand, hatte beim Ablegen in Punta Sabbioni heftig schwarzen Rauch ausgestoßen. Er war in Fetzen über das Schiffsdach gezogen. Sachlich stellte sie fest, dass auch sie sich gerade auflöste und allmählich verschwinden würde. Das war ihr ein eigenartiger Trost, und sie verband ihn mit dem spontanen Wunsch, nie mehr nach Hause zurückzukehren. In ihrem Zustand ertrug sie vor allem das Vertraute nicht – nur das Fremde schien ihrer Befindlichkeit angemessen. Man hatte ihr gesagt, sie sei eine starke Frau, aber es war schwer genug, ein Mensch und verletzlich zu sein. Gleichzeitig bemerkte sie, dass sie den letzten Gedanken unabsichtlich, wenn auch leise ausgesprochen hatte, sie blickte sich um, ob es jemand bemerkt hatte, doch alle schienen in ihre eigene Welt versunken.

Reste weißer Papiertaschentücher, bemerkte sie, lagen im Passagierraum vor einer Sitzbank, zwei leere Getränkeflaschen aus durchsichtigem Kunststoff rollten mit der Bewegung des Dampfers über den Fußboden. Sie wandte sich ab und musterte die Fahrgäste: Ältere Frauen mit vollen Einkaufstaschen starrten vor sich hin, und neugierige Touristen strengten sich an, beim Fensterschauen nichts zu versäumen, oder sie studierten eine Beschreibung in einem Reiseführer.

Der Dampfer hielt an der Station Santa Maria Elisabetta am Lido. Passagiere stiegen aus, andere gingen an Bord, sie kannte all das schon, doch es schien für sie – warum wusste sie nicht – plötzlich neu zu sein. Gleich darauf erinnerte es sie wieder an ein Gefühl in